

folgenden Morgen wurden wir in eine Entlausungsanstalt geführt und unsere Kleider wurden, während wir uns im Bade von dem Frontstaub reinigten, entlaust. Man war nun wie neugeboren. Eine Nacht ganz durchgeschlafen, gebadet, entlaust und sattgegessen, das war für uns beide was ganz Neues. Beck bekam nun sofort etwa 10 deutsche Gefangene, die unter seiner Führung die Straßen der Ortschaft reinigen mußten. Ich kam in die Kompagnieküche um dort etwas mitzuhelfen. Wie war ich erstaunt, als ich hier die vielen und guten Lebensmittel sah. Es war die Küche der Wachkompagnie, die beim Armeeoberkommando die Wachen zu stellen hatte. Die 3 Köche waren alle über 40 Jahre alt, hatten von dem guten Essen und Trinken zum Platzen rote Köpfe und waren so übermütig wie Conscrits! Gegen mich waren sie alle sehr freundlich, deuteten auf meine mageren Backen, bliesen dann ihre Wangen voll und deuteten mir, daß ich bei ihnen solche dicken Wangen pflanzen soll. "Nicht schlecht", dachte ich. Zum Frühstück gaben sie mir etwa 1/2 Pfund gekochten Schinken, Käse, Konfitüre, Brot, dazu konnte ich Kaffee oder Wein trinken, was ich eben wollte. Vormittag mußte ich Brot in Schüsseln für die Kompagnie schneiden. Nachher wurde die Fleischbrühe hineingeschüttet. Kurz ehe die Kompagnie das Essen holte, winkte mir der Oberkoch zum Kessel, nahm einen Suppenteller, schöpfte ihn halbvoll mit Fleischbrühe, dann schüttete er ein Glas Rotwein hinein. Das mußte ich nun trinken. Wie das schmeckte! Die Köche kochten immer für sich etwas besseres. Ich mußte immer mit ihnen essen, doch liebten sie es, wenn alles sehr stark gewürzt war. Ich war dies nicht gewohnt, und ich meinte manchmal, das scharfe Zeug reiße mir Mund und Hals auf. Nach dem Essen spülten wir das gesamte Geschirr der Kompagnie. In der Zwischenzeit bis zum Abendessen mußte ich Zwiebeln und Knoblauch reinigen, auch Salat reinigen und waschen. Meine ganze Tagesarbeit hätte ich ruhig in 4 Stunden machen können. Einer der Soldaten hatte nichts weiter zu tun, als Holz zu sägen und zu spalten für die Küche. Diesem half ich manchmal, obwohl ich es nicht brauchte. Da nahm er mich in die Küche, wo täglich ein neues Fäßchen Wein eintraf, welches auf einem niedrigen Sägbock aufgestellt wurde. Dort nahm der Soldat einen Trinkbecher, gab ihn mir in die Hand, ich mußte ihn unter den Hahn des Weinfasses halten und voll Wein laufen lassen, dann trinken. Er deutete dann, wenn ich Durst hätte, soll ich nur ruhig nehmen. Dabei bewegte er die Hand drehend vor der Stirn und drohte lachend mit dem Finger; damit wollte er sagen, daß ich mich nicht betrinken solle.

Einige Tage nach meiner dortigen Ankunft, kam auch der junge Soldat,

der mich vor etwa 3 Wochen nach Metz begleitete, und bei dessen Schwester wir in Metz drei Nächte geschlafen haben. "Bist du auch durchgebrannt?" fragte ich. "Natürlich. Ich dachte, wenn der Richert los ist, dann geh ich auch!" sagte er. In jener Ortschaft waren vorübergehend französische Infanterie einquartiert. Durch Zufall traf er seinen Bruder, der sich bei den Franzosen engagiert hatte. Sofort engagierte er sich auch und blieb bei seinem Bruder. Mir erzählte er dann noch, daß kein Elsässer unserer Division mehr im vorderen Graben gelassen wurde, denn es sei keinem zu trauen, und es wurde ein Divisionsbefehl verlesen, wonach Richert, Beck und Pfaff wegen Desertion vom Divisionskriegsgericht zum Tode verurteilt wurden. Schön, es ist eben alles verkehrt im Kriege. Deshalb, weil wir nicht töten wollten und auch nicht getötet werden wollten, wurden wir ganz einfach zum Tode verurteilt. 'Aber die Nürnberger hängen keinen, bevor sie ihn haben,' heißt ein altes Sprichwort. Und ich ließ es mir, wenn auch als zum Tode Verurteilter, ganz gut gehen. Und doch wurde ich wütend, wenn ich darüber nachdachte, daß so ein paar bezahlte, höhere Offiziere, die vielleicht noch nie im Feuer gewesen waren, das Recht haben, über arme Soldaten, die fast 4 Jahre dieses Kriegselend durchgekostet hatten, und nur weil sie ihr bißchen Leben in Sicherheit bringen wollten, die Macht haben, das Todesurteil zu fällen. Hätten in Wirklichkeit solche Menschen, die die armen Soldaten zum Aushalten an der Front und zu den oft sehr verlustreichen Angriffen trieben und von denen jeder eine gewisse Zahl Soldaten auf dem Gewissen hat, nicht tausendmal eher den Tod verdient? Die immer nur vom heißgeliebten Vaterland sprechen, sich noch obendrein für ihr faules Leben bezahlen lassen, die Brust voll nicht verdienter Auszeichnungen hängen und die armen Soldaten für nichts und wiedernichts totschießen lassen. Aber die Hauptsache war, daß sie mir nichts anhaben konnten.

In Flavigni bekam ich alle möglichen Völkerarten zu sehen. Viele amerikanische Truppen passierten die Ortschaft, Neger, Araber, Marokkaner, Indo-Chinesen, Italiener; ich wurde gar nicht fertig mit lauter Schauen. In der Scheune, in der ich schlief, waren auch einige Franzosen, mehrere Marokkaner, 2 Neger, sowie 4 chinesische Arbeiter, die wegen verschiedenen Verbrechen auf ihre Aburteilung warteten, eingesperrt. Auf beiden Seiten der Tenne waren kleine Zellen eingebaut, darin waren sie alle eingesperrt. Keiner durfte ein Messer oder Hosenträger haben und des nachts mußten sie ihre Schuhe vor die Türe stellen. Die 4 Chinesen, waren in Verdacht ein junges Mädchen vergewaltigt und ermordet zu haben.

Wenn sie in der Tenne aßen, ließen sie sich alle um den Eßtopf herum in die Knie und blieben in dieser Stellung, bis sie gegessen hatten. Nach und nach fühlte ich meine Kräfte zurückkehren. Ich hatte nur den Wunsch, lange hier bleiben zu können. Aber nach 9 Tagen hieß es: "Morgen früh geht's weiter!". Ich verabschiedete mich andern morgens von den Köchen, die mir noch Fleisch und Brot mitgaben, und wir wurden 15 Mann, halb Elsässer halb Polen, nach dem nächsten Bahnhof geführt. Wir bestiegen den Zug und fuhren nach der Stadt Neuf-Chateau. Wo man hinschaute, war melte dort alles von amerikanischen Soldaten, alles junge lebensfrohe Burschen, denen der Krieg noch keine Spuren in die Gesichter und Augen gezeichnet hatte, wir wurden außerhalb der Stadt auf einen hohen Hügel geführt. Ganz plötzlich standen wir vor dem Eingang zu einem Fort. Über dem Tor stand der Name Fort Burglemont.

Das Leben im Fort Burglemont

Wir marschierten nun über den Wallgraben über die Zugbrücke und wurden im Inneren des Forts vor ein Büro geführt. Einer nach dem anderen mußte hinein. Ich kam als letzter an die Reihe. Ein elsässischer Offizier, allem Anschein nach ein Jude, fragte nach Regiment, Heimat usw. Dann mußte ich ihm mein Geld geben. Er sagte ich bekäme es wieder zurück, bei meiner Ankunft im Elsässer-Lager St. Rambert. Dann konnte ich gehen. Wir wurden nun in einer Kasematte des Forts untergebracht. Links und rechts von uns wohnte die Besatzung des Forts, alles über 40 Jahre alte Soldaten. Viele deutsche Gefangene waren in einem anderen Teile untergebracht. Wir Elsässer und Polen hatten die nämliche Verpflegung wie die französischen Soldaten, während die Deutschen sich mit einer schlechten Kost begnügen mußten. Nun begann ein faules, langweiliges Leben. In den 4 Wochen meines dortigen Aufenthaltes machte ich weiter nichts, als 4 Camions voll Brot zu 8 Mann abzuladen, und zweimal gingen wir in den Wald um Reisig zu holen. Man vertrieb sich die Zeit mit Turnen, Ringen und allem möglichen. Da wurde eines Tages gefragt, ob einer von uns den im Fort gefangenen Offizieren das Essen bringen wollte. Beck meldete sich. Jeden Tag kam er mit dem Essen in unsere Bude, dort wurde das Fett von der Fleischsuppe der Offiziere geschöpft und in unsere Suppe getan. Ihre schönsten Fleischportionen, gegen unsere schlechtesten ausgetauscht. Die Hälfte von ihrem Wein in unseren Krug geleert und mit Wasser gefüllt. "So", sagten wir "lange genug haben die uns das Beste weggefressen. Jetzt machen wir's einfach umgekehrt. Wettspielen ist keine Sünde." Die deutschen Offiziere hatten die nämliche Verpfle-

gung wie wir und die französischen Soldaten. Nach 4 Wochen Aufenthalt ging es wieder weiter. Wir fuhren mit der Bahn über Langres nach Dijon. Dort marschierten wir durch die schöne Stadt nach einem etwa 1/2 Stunde außerhalb der Stadt liegenden Fort. Eine Unmenge deutscher Gefangener war dort untergebracht. Sie waren fast alle seit Kriegsbeginn in Gefangenschaft und stacken in vorkrieglichen farbigen Uniformen, die ihnen aus Deutschland über die Schweiz zugeschickt wurden. Alle möglichen Uniformen waren hier vertreten: Infanteriejäger, Ulanen, Husaren, Dragoner, Artillerie, kurz fast sämtliche Uniformen, die vor dem Kriege in der deutschen Armee getragen wurden. Es waren auch viele Gefangene da, die von schwerer Verwundung geheilt, nächstens über die Schweiz heimgeschickt werden sollten.

Am 2. Tage meines dortigen Aufenthalts wurde eine Bekanntmachung in deutscher Sprache aufgehängt; Darauf stand, daß keine deutschen Gefangenen mehr ausgetauscht und heimbefördert werden, weil den Franzosen bekannt sei, daß viele dieser Ausgetauschten dazu verwendet würden, in Rumänien als Besatzung zu dienen, damit die Deutschen dort die kampffähige Besatzung wegnehmen und zu ihrer Offensive auf Armiens verwenden könnten. Diese Austauschgefangenen, die in Gedanken schon in der Heimat weilten, ließen natürlich bei dieser Nachricht den Kopf hängen. In diesem Fort bekamen wir die Verpflegung wie die deutschen Gefangenen. Morgens Reis, mittags Reis und abends Reis, am folgenden Tage dasselbe, ebenso am dritten und vierten Tag. Wohl konnte man sich sattessen, aber immer dasselbe, das war allerhand. Der Reis war ziemlich dick gekocht und oben drüber war etwas ausgelassener amerikanischer Speck geschüttet. Das Brot war kohlschwarz, alt und schimmelig. Die Deutschen erzählten uns, daß es 14 Tage nichts als Reis, wieder 14 Tage nichts als Bohnen, dann wieder 14 Tage Erbsen oder Linsen gäbe, sonst nie die geringste Abwechslung. Wir waren froh, als es am fünften Tage weiterging.

Wir marschierten wieder zum Bahnhof Dijon, stiegen ein und fuhren weiter immer nach Süden. Wir fuhren nun durch das herrliche Saône-Tal, in dem eine Menge Reben zu sehen waren. Wunderschöne Trauben hingen daran, die bereits anfangen sich blau zu färben. Die Gegend gefiel mir sehr. Abends mußten wir den Zug verlassen und wurden in der Stadt Macon die Nacht über in einem dunklen Keller eingesperrt. Das paßte uns nicht recht. Es war bereits stockdunkel, als wir in den Keller kamen. Mißmutig legte sich jeder auf eine den Wänden entlang laufende Pritsche. Da hörte ich auf der anderen Seite sprechen, ebenfalls elsässischdeutsch. Eine

Stimme sprach genau den Dialekt meiner Heimat. Ich stand auf, ging hinüber und fragte, ob einer von ihnen aus der Umgebung von Dammerkirch sei. "Ja", sagte einer, "ich bin von Füllern." Schnell zündete ich ein Streichholz an und erkannte ihn sofort. Es war der Schachrer Emil von Füllern! Mich selbst konnte er nicht erkennen, obwohl ich mit mehreren Streichhölzern mein Gesicht beleuchtete. Ich sagte ihm nun, wer ich sei. Worauf er meinte, daß ich mich sehr verändert hätte. Wir erzählten uns lange von der Heimat, bis wir endlich einschliefen. Am folgenden Morgen waren wir froh, als es weiterging und wir das dunkle, feuchte Loch verlassen konnten. Es gab weder morgens noch den ganzen Tag über etwas zu essen. An einem Bahnhof mußten wir umsteigen. Neben dem Perron lagen große Stücke feines, amerikanisches Brot, welches amerikanische Soldaten wahrscheinlich zum Zuge hinausgeworfen hatten. Schnell wollte ich eines der schönsten Stücke aufheben. Da schlug es mir ein uns begleitender Gendarm aus der Hand. Ich sollte ihn um Permission bitten, wenn ich das Brot aufheben wolle! Ich bekam eine nicht geringe Wut und lieber wäre ich verhungert, als diesen Halunken die Ehre anzutun, ihn um Erlaubnis zu fragen. Endlich konnten wir wieder einsteigen. Neben uns hielt ein Urlauberzug. Beck hörte wie die Soldaten sagten: "Die haben's besser als wir, werden doch nicht mehr totgeschossen!" Einer davon, der einige Worte Deutsch konnte, wollte mit uns ein Gespräch anknüpfen. Da gab ihm Beck auf Französisch Antwort. Beck erzählte ihm nun, daß wir heute noch nichts zum Beißen erhalten hätten. Da gab uns der Soldat ein großes Stück Brot und mehrere Soldaten reichten uns ihre mit Wein gefüllten Feldflaschen. Das waren eben Frontsoldaten, die waren alle freundlicher als die faulen Etappenschweine! Nun ging es wieder weiter. Nach einigen Stunden Fahrt kamen wir nach Lyon. Diese Stadt liegt in einer herrlichen Lage, an der Stelle wo Rhône und Saône zusammenfließen. Auf beiden Seiten des Flusses sind die Hügel schon weit vor der eigentlichen Stadt mit herrlichen Schlössern und Villen bedeckt. Ein wunderschöner Anblick. Im Hauptbahnhof Lyon hatten wir längeren Aufenthalt. Zu Essen gab es immer noch nichts. Vor Hunger tranken wir Wasser am Bahnbrunnen. Mehrere Züge mit Frontsoldaten, die wahrscheinlich von der italienischen Front kamen, passierten den Bahnhof. Alle hatten ein gutes Aussehen. Beck hörte wie 2 junge Mädchen, die an uns vorbei hin- und herspazierten, zueinander sagten: "Diese da sehen gar nicht aus wie Boches und dieser da (damit meinte die eine Beck, der ein hübscher Kerl war), würde mir ganz gut als Mann gefallen." Beck konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, und sagte zu ihr auf Französisch:

daß sie ihm auch recht gut gefalle. Wie das Mädchen rot wurde! Beck bat sie um ihre Adresse, welche sie auf ein Blättchen Papier schrieb und ihm überreichte. Dann fuhr unser Zug ein und wir mußten weiter.

Es war schon Nacht, als der Zug in den Bahnhof der Stadt St. Etienne einlief. Wir mußten aussteigen und wurden in eine Kaserne geführt. Unterwegs kamen wir an vielen Restaurants vorbei, wo die Gäste massenweise auf den auf den Trottoirs stehenden Stühlen saßen und sich bei Bier oder Wein es sich gut sein ließen. Bei ihrem Anblick erfaßte mich großes Verlangen nach Freiheit. Wir hofften, in der Kaserne doch was zum Beißen zu erhalten, vergebens! Wir wurden einfach im Arrestlokal eingesperrt. Wir waren einfach wütend, und das Gute, das wir bereits von den Franzosen erhalten hatten, war schon vergessen. Die Sympathie für Frankreich, die bei allen vorher so hoch war, war weit unter Null gesunken und man konnte alles andere hören, nur kein "Vive la France". Unsere Vorgänger müssen noch viel wütender als wir gewesen sein, denn die im Arrestlokal sich befindlichen Pritschen waren vollständig zer- schlagen und die Bretter lagen in der Bude herum. Dazu lag noch überall in den Ecken Menschenkot. Dazu war's noch dunkel wie in einer Kuh. Mit Hilfe der Streichhölzer fand ich endlich eine Stelle, wo Beck, Schachrer und ich sich hinsetzen konnten. Am nächsten Morgen ging es wieder weiter, ohne das Geringste gegessen oder getrunken zu haben. Endlich waren wir auf unserer Endstation St. Just angekommen. Von dort hatten wir noch etwa 20 Minuten zu laufen bis zum Elsässerlager St. Rambert. Die Straße führte über eine Hängebrücke, die über die Loire ging. Endlich kamen wir im Lager St. Rambert an.

Im Elsässer-Lager St. Rambert sur Loire

Das Elsässer-Lager befand sich in einem früheren Kloster, das neben der Ortschaft St. Rambert auf einem niedrigen Hügel liegt. Auf der einen Seite befindet sich ein großes Gebäude, ähnlich einer Kaserne. Der Straße zu ist das Kloster durch eine hohe Mauer von der Welt abgeschnitten. Auf der anderen Seite befinden sich Stallungen und Ökonomiegebäude. Neben dem großen Klostergebäude befindet sich die Klosterkirche eingebaut. Am Tor stand immer ein französischer Soldat Posten, jedoch ohne Waffen. Ohne Erlaubnis durfte man nicht ausgehen. In den Gebäuden sowie im Hof, wimmelte alles voll Elsässern, von denen viele gefangen worden waren, jedoch die meisten desertiert waren. Wir wurden im früheren Stall untergebracht, in dem sich Tische, Bänke und Drahtbetten befanden. Man hörte gleich, daß man sich unter Elsässern befand.

an der schrecklichen Unsitte des Fluchens. Ich dachte, welch Unterschied hier gegen früher! Hier stiegen einmal die Gebete der Mönche zum Himmel empor und jetzt diese schrecklichen Flüche!

Sofort nach unserer Ankunft bekamen wir Essen, Reis mit Rindfleisch. Dazu ein großes Stück Brot und $\frac{1}{4}$ l Wein. Da wir neue Ankömmlinge ausgehungert waren, war das Essen bald mit Stumpf und Stiel vertilgt. Gern hätte ich nach Hause geschrieben, aber ich hatte keine Centimes in der Tasche um Briefpapier zu kaufen. Ich ging durch den großen Hof und traf zufällig einen Bekannten aus der Heimat, den aus Manspach stammenden Hoog. Nach der Begrüßung sagte ich: "Horch Hoog, ich muß nun etwas machen, das ich in meinem Leben noch nie getan habe. Ich muß dich anpumpen. Lachend sagte er: "Es rentiert sich nicht, denn ich besitze ganze 5 Sous." Ich erzählte ihm nun, daß ich gerne nach Hause schreiben würde, jedoch kein Geld für Briefpapier habe. Da gab er mir 3 Sous, was zum Kauf von Briefpapier reichte. Sofort schrieb ich nach Hause, und bat um Geld. Obwohl ich schon mehr als 20 Male heimgeschrieben hatte, war ich immer noch ohne Nachricht von dort und mußte annehmen, daß keiner meiner Briefe angekommen ist. Am Nachmittag mußten wir zu einem Offizier zum Verhör. Wir standen im Korridor und warteten. Da erschien er und fragte, ob vielleicht einer von uns aus der Gegend von Dammerkirch stamme. Emil Schachrer und ich sagten nun, daß der eine aus Füllern der andere aus St. Ulrich stamme. Der Offizier meinte nun, ich solle nachmittags um 2 Uhr zu ihm auf sein Büro kommen. Ich ging hin. Der Bursche mußte gleich eine Flasche Wein bringen. Nun sagte der Offizier, er kenne meine Eltern gut und fragte mich, als ich ihn verwundert ansah, bei wem wir denn früher die Lederschuhe eingekauft hätten. Ich sagte: "Beim Klötzlen in Dammerkirch!" Nun sagte er: "Ich bin der Sohn vom Klötzlen, heiße hier aber Tuchart." Wir erzählten uns nun von der Heimat, und als ich ihm mitteilte, daß ich mit dem Regiment 112 in den Krieg gezogen sei, fragte er mich auch über die Ereignisse am 26. August 1914 aus, besonders über den Befehl des Generals Stenger, der die Soldaten aufgefordert hatte, alle uns in die Hände fallenden Franzosen umzubringen. Ich wiederholte, was ich schon bei den früheren Verhören ausgesagt hatte. Zum Schluß sagte Klötzlen; wenn ich gerne Gendarm werden würde, würde er bestimmt dafür sorgen, daß ich sofort ins Gendarmdepot nach Lüre komme. Ich dankte für diese Zuvorkommenheit, wollte aber nichts davon wissen, da ich die farbigen Kleider schon viel zu lange getragen hätte. Ich bat ihn, doch an meine Angehörigen zu

schreiben, da ich glaube, daß von mir noch nichts zu Hause angekommen sei. Er versprach mir, daß ich spätestens in 7 Tagen Antwort aus der Heimat haben werde. Ich verabschiedete mich von ihm und ging in den Stall. Dieses Leben gefiel mir nicht. Das Untätigsein war zu langweilig.

Am 2. Tage wurden wir anders eingekleidet und Franzosen aus uns gemacht. Ich erhielt rote Hosen, blaue Wickelgamaschen, eine kurze dunkelblaue Jacke, auf den Kopf eine große dunkelblaue Mütze mit weit nach vorne und hinten hochstehenden hörnerähnlichen Spitzen. Als ich mich im Spiegel betrachtete, mußte ich über mein Bild lachen. Ich dachte, 'in diesem Aufzug paßt du nicht übel oben auf einen Affenwagen!' Am 6. Tage stand ich eben mit Schachrer, Beck und einigen anderen Kameraden vor dem Stall, und wir ließen uns von der Sonne bescheinen. Da kam der Schreiber und sagte, er brauche 6 Mann, die in der Landwirtschaft arbeiten können. Sofort sprang ich als erster vor. Beck und Schachrer als zweiter und dritter. Sofort war eine ganze Reihe angetreten. Alle wollten sie zum Lager hinaus. "1, 2, 3, 4, 5, 6" zählte nun der Schreiber. Wir 6 ersten sollten unsere Sachen packen. Man war gleich fertig mit dem Packen. Ich hatte nichts als was ich am Leibe hatte und eine Decke. Ein Breack kam hergefahren. Wir 6 saßen auf und verließen das Kloster. Wir fuhren etwa 5 Stunden weit in die Berge hinauf. Der Mann der uns abholte, war ein lothringischer Kriegsgefangener, namens Barbier, der Chef eines Détachements, bestehend aus etwa 35 Elsässern, die in und um das Städtchen St. Heand meist bei Landwirten arbeiteten. Barbier erzählte uns, daß er das schönste Leben habe, im Hotel Thevenon in St. Heand wohne und nur für die Elsässer die Löhnung, Kleidung, Schuhe im Lager zu holen habe. Wenn einem sein Platz nicht gefiel, sorgte er für eine andere Stelle. Oben in den Bergen hielten wir an. Barbier sagte: "Diese Ferme will 3 Mann, wer will hingehen?" Ich war gleich einverstanden. Beck und Schachrer wollten lieber einzeln auf eine Ferme gehen, als zu dritt. Also ging ich, Maier Joseph aus Obersaasheim und ein Alfons, bei Erstin zu Hause, auf die Ferme. Es waren bereits 3 Elsässer dort, welche uns freundlich empfingen. Sie sagten, daß wir es hier gut getroffen hätten und es uns gut gefallen wird. Die Ferme mit Namen Poizat gehörte dem Maire von St. Heand, der etwa 1/2-Stunde von hier auf dem jenseitigen Hügel in einem Schlosse wohnte und mehrfacher Millionär war. Auf der Ferme Poizat befand sich nur der Verwalter und dessen Frau, er etwa 48, sie vielleicht 40 Jahre alt. Beide begrüßten uns freundlich und sagten dabei einige Worte, von

denen keiner von uns eine Silbe verstand.

Auf der Ferme Poizat bei St. Heand (Loire)

Die 3 Elsässer befanden sich bereits 1 1/2 Jahre auf der Ferme und sprachen, so kam es mir wenigstens vor, ein gutes Französisch. Ihnen gefiel es hier sehr gut, und alle wollten hier bleiben bis sie nach Hause entlassen würden. Die Verpflegung war sehr gut und das war für uns die Hauptsache. Wir kamen Samstag Nachmittag auf der Ferme an. Am Sonntag lagen wir drei fast den ganzen Tag im Grasgarten, von wo man eine herrliche Aussicht hatte, hinunter ins schöne Loire-Tal. Die Loire schien ein breites silbernes Band. Alles, die ganze Talbreite war mit Dörfern und Städtchen übersät, und im Hintergrund erhoben sich hohe Berge, das Massif Central. Mit dem bloßen Auge konnte man hunderte in den Bergen sich befindliche Formen erkennen, die aussahen wie Würfel. Nach links hinüber lag in einem Talkessel etwa in 7-km-Entfernung die große Industriestadt St. Etienne. Dort sah man überall Kohlenbergwerke. Besonders des Nachts war es schön, wenn man nach St. Etienne hinunter sah, wenn die tausenden elektrischen Lichter brannten. Gegen Abend kam unser Patron von seinem Schloß herüber, um uns 3 neue Ankömmlinge kennenzulernen. Er fragte uns, wie es mit dem Geld bei uns stehe. Wir sagten, daß wir alle 3 zusammen keinen Centime besäßen, was einer verdolmetschte. Sofort griff der Herr in die Tasche und gab jedem von uns 20 Francs. "Das geht", dachte ich, "ehe man einen Streich gearbeitet hat." Dann fragte er uns, wie es mit den Kleidern stehe. Wir sagten, daß dies, was wir am Leibe hätten, unsere ganze Garderobe sei. Noch am gleichen Abend brachte uns ein Elsässer, der im Schlosse arbeitete, Kleider, und so konnten wir die schlecht sitzende Uniform in eine Ecke werfen. Nun waren wir endlich in Zivil. Die folgenden Tage mußten wir, unser Grummet oder Ohmt, mähen, das auf den Wiesen in den Schluchten stand. Das war was anderes. Aber man war die Arbeit nicht mehr gewöhnt und schwitzte anfangs fürchterlich.

Bald aber ging es flott von statten. Unser Patron war mit unserer Leistung sehr zufrieden. Nun bekam ich endlich Nachricht von meinen Angehörigen. Sie waren sehr beglückt, daß ich nicht mehr an der Front war und schickten mir gleich Geld. Sobald sie den "Laisser-passer" (Fahrschein) bekommen können, werden sie zu mir kommen und mir meine Kleider bringen. Ich freute mich sehr auf das Wiedersehen. Nun bekam ich auch mein Geld wieder, das ich im Fort bei Neuf-Chateau abgeben mußte. Ich bekam für meine 30 Mark etwas zu 19 Francs, nach dem damaligen Kurs.

Nachdem wir das Ohmt drinnen hatten, mußte ich einige Tage mit meinem Kameraden Joseph Meyer auf der Nachbarsferme bei einer Familie Basson Kartoffeln aushacken, da die ganze Familie außer dem Vater Basson an Grippe erkrankt war und im Bett lag. Nachher mußten wir noch einige Tage auf der Ferme bei dem Schlosse Kartoffeln aushacken helfen. Es gefiel mir dort auch recht gut. Der dortige Verwalter hatte im Kriege auch ein Bein verloren. Dort lernte ich sogar melken. Dann ging es wieder nach der Ferme Poizat zurück. Meine 5 Kameraden mußten nun im Wald Wellen machen. Während ich auf der Ferme blieb und ein wenig Ordnung machte. Auch hatte ich viel im großen Gemüsegarten zu arbeiten. Der Verwalter und seine Frau konnten mich sehr gut leiden und dadurch hatte ich manche Vorteile. Wenn ich so im Garten arbeitete, rief mich die Verwaltersfrau oft in die Küche, wo ich gewöhnlich ein Glas Wein, oder wenn es frisches, kaltes Wetter war, süßen Kaffee mit Cognak erhielt, dazu gewöhnlich noch ein Stück Kuchen. Auch bekam ich oft Schokolade. Es gefiel mir immer besser, und wenn ich heimatlos gewesen wäre, wäre ich sicher dort geblieben. Als die Arbeit im Garten und auf der Ferme fertig war, mußte ich mit den anderen in dem Wald Wellen machen. Jeder machte 60 Stück pro Tag. Verwalter und Patron waren mit unserer Leistung sehr zufrieden. Nach dem ersten Monat bekam jeder 100 Francs Lohn, obwohl unser Patron nur verpflichtet war, uns 40 Francs pro Monat zu zahlen. Dabei bekam ich noch 8 Francs Löhnung, weil ich Unteroffizier gewesen war. Die Beköstigung war, wie schon gesagt, sehr gut. Morgens gab es zuerst, sofort nach dem Aufstehen, eine Tasse starken schwarzen Kaffee und jeder ein Stück Kuchen. Dann ging jeder sein Bett machen, die Schlafstube wurde gereinigt. Dann wurde zu Morgen gegessen. Specksuppe, Speck, Konfitür und Käse, Brot und Wein. Jeden Mittag gab es zwei Gänge, nachher stets Käse und Konfitüre als Nachtisch, oft auch ein Stück Schokolade. Nachts gewöhnlich Suppe, Kartoffeln, Fleisch oder Wurst. Nachher wieder Käse und Konfitüre. Wir hatten bei unserer Ferme 32 Nußbäume, auch eine Menge Edelkastanienbäume. Jeder von uns hatte einen Sack mit Nüssen und Kastanien neben seinem Bett stehen. Kurz, wir lebten wie die Vögel im Hanfsamen!

Ende September kamen mein Vater und meine Schwester zu mir. Ich war eben beschäftigt, eine lebendige Hecke zu stützen. Als mir meine Kameraden ihre Ankunft meldeten. Groß war die Wiedersehensfreude. Doch sah ich gleich, daß Vater und Schwester gealtert waren. Nun 4 1/2 Jahre ist schon eine Spanne Zeit. Sie fanden auch, daß ich mich sehr verändert hatte. Wir blieben nun etwa 1 Stunde in der Ferme, und gingen

dann nach St. Heand ins Hotel Thevenon, wo wir die nächsten drei Tage aßen und wohnten. Dies waren drei schöne Tage. Wir hatten meine Kameraden und Emil Schachrer eingeladen, die Abende bei uns zu verbringen. Was sie auch gerne taten. Vater und Schwester hatten mir meine Kleider mitgebracht, und das Fehlende wurde in den Geschäften eingekauft. Nun fühlte ich mich wieder als Mensch. Nur zu schnell gingen die drei Tage vorbei, und Vater und Schwester kehrten in die Heimat zurück. Obschon es mir sehr gut ging, wäre ich doch gerne mitgefahren. Ich konnte es nun schon aushalten, denn Vater hatte mein Portefeuille gut gespickt. Nun ging es jeden Sonntag nach St. Heand, wo wir fast den ganzen Tag in den Restaurants und Cafés zubrachten. Fast jeden Sonntag hatten die 35 Elsässer des Detachements im Hotel Thevenon Zusammenkunft, und da ging es oft hoch her.

Da, anfangs November hieß es, daß der Friede nahe sei. Am 10. November munkelte man, daß es nur noch 2 - 3 Tage bis zum Waffenstillstand dauern werde. Am 11. November waren wir eben im Walde mit Wellenmachen beschäftigt. Als wir plötzlich in dem unter uns liegenden Städtchen La Fufus Trompetengeschmetter hörten, von St. Etienne her tönten Kanonenschüsse. Hier und dort hörten wir Glockengeläute und Schüsse. Nun, in La Fufus ein Geschrei, daß man nicht unterscheiden konnte, ob gelacht oder geweint wurde. "Das ist der Friede", sagten wir uns, und allen stand plötzlich das Wasser in den Augen, denn wir bildeten uns ein, in den nächsten Tagen schon heimfahren zu können. Wir stellten uns zusammen und schrien dreimal "Vive la France!", daß das Echo in den Bergen laut widerhallte. "Heut' wird nicht mehr gearbeitet!" hieß es, und wir schlugen den Weg nach der Ferme ein. Wir waren alle sehr froh, daß die Franzosen den Krieg gewonnen hatten, denn wenn die Deutschen gesiegt hätten, wäre das Elsaß deutsch geblieben und wir hätten als Deserteure nie mehr nach Hause zurückkehren können. Als wir in der Ferme ankamen, gab uns der Verwalter und dessen Frau jedem zwei Küsse und sagten, wir seien Franzosen jetzt wie Sie. Die Frau kochte zur Feier des Tages ein sehr gutes Mittagessen, und alle waren in der freudigsten Stimmung. Am Nachmittag gingen wir alle nach St. Heand. Dort wurde getrunken, gebubelt und getanzt, die ganze Nacht hindurch bis in den hellen Morgen. Mit schwerem Kopfe ging es nun nach der Ferme, wo wir den ganzen Tag frei hatten und ausschlafen konnten. Wir erfuhren nun, daß der Kaiser nach Holland durchgebrannt war. Sobald ein bißchen Gefahr für so einen Halunken vorhanden ist, läßt er alles im Stich und brennt durch. Während

unsereines vier Jahre in Not und Tod zugebracht hatte, für nichts und wieder nichts. Und wenn man sein bißchen Leben in Sicherheit bringt, wird man zum Tode verurteilt. Und so einem Halunken, der doch zweifellos Mitschuldiger an dem gräßlichen Morden war, schickt man noch einen Haufen Geld nach. Ja, "die Kleinen hängt man und die Großen läßt man laufen!" sagt ein altes Sprichwort.

Nun gingen wir alle Sonntage nach St. Heand. Hie und da gingen wir morgens in die Kirche. Wir hatten Geld zusammengesteuert zum Kauf einer Ziehharmonika, welche unser Kamerad Michel Strub, der ein Gastwirtssohn aus Obermodern, Unterelsaß, war, meisterhaft zu spielen verstand. Nun zogen wir von Wirtschaft zu Wirtschaft, und es wurde getanzt, daß die Fetzen flogen. Viele junge Mädchen von St. Heand, die sehr gerne tanzten, liefen uns nach, von Wirtschaft zu Wirtschaft. Selten gingen wir vor morgens 2 Uhr nach Hause. Nur mit der Sprache, da happerte es gewaltig, und manchmal brachte man Dinge heraus, die direkt zum toflachen waren. Doch die Bevölkerung war so anständig uns nie ins Gesicht zu lachen, wenn wir auch die verkehrtesten Sachen sagten. Die ulkigsten Dinge kamen oft vor. Einmal wollte die Verwaltersfrau Hudelein machen. Da fehlten ihr 4 Eier. Da sagte sie zu meinem Kameraden Alfons: "Alfons va vite chercher quatre oeufs à l'autre ferme. J'en ais besoin pour faire le diner. (Alfons geh' schnell 4 Eier auf der anderen Ferme holen, ich brauche sie zum Mittagessenbereiten)!" Der gute Alfons glaubte richtig verstanden zu haben, sagte: "Oui Madame!" und schob ab. Lange ging es. Alfons kam noch immer nicht. Endlich gab mir die Frau zu verstehen, daß ich nachsehen soll, wo der Alfons so lange bleibe. Ich ging, und als ich auf dem steil abfallenden Fahrweg die Schlucht hinunterwollte, kam zu meinem nicht geringen Staunen, Alfons mit 4 gejochten Ochsen daher. Da sie ihn nicht gewohnt waren, wollten sie nicht gehen und schwitzend stach und hieb er mit einem langen Stecken, in dessen Spitze sich ein Nagel befand, auf sie ein. Natürlich mußte ich lachen und winkte der Verwaltersfrau, die auf der Treppe vor der Haustür stand, herbei. Sie kam, und als sie den aufgeregten Alfons mit seinen 4 Ochsen sah, ließ sie sich vor Lachen auf den Boden fallen. Sie lachte, daß ihr die Tränen die Wangen herunterliefen. Alfons bekam nun zwei Glas Wein zu trinken und mußte seine Ochsen wieder zurückbringen. Er hatte die Frau eben falsch verstanden. Er verstand nur 'vite chercher quatre' und statt 'oeufs - boeufs' und 'diner' und reimte sich

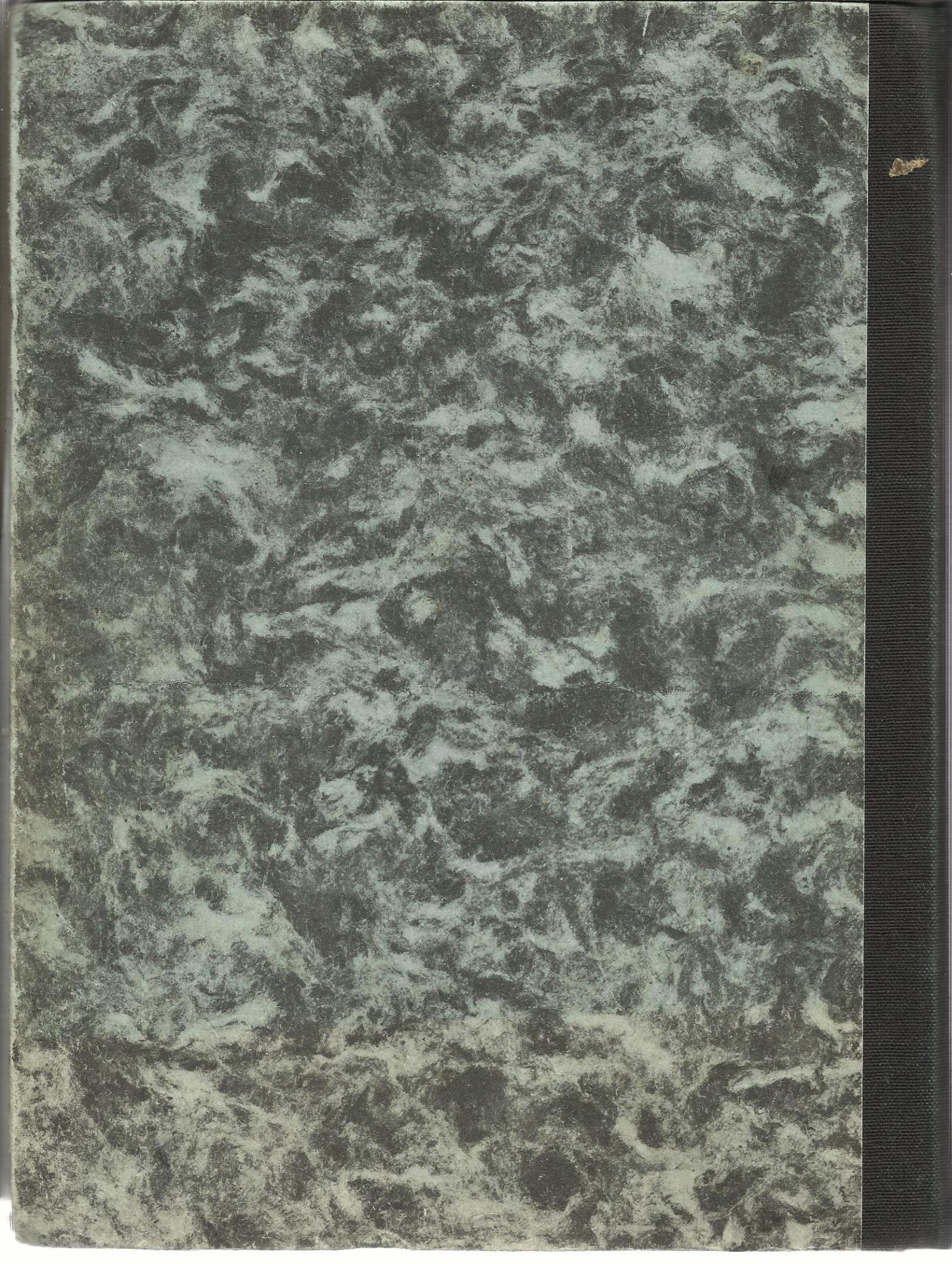
den Satz so zusammen: "Alfons hol schnell 4 Ochsen drüben auf der Ferme und mach, daß du zum Essen da bist!" Alfons bekam diese Geschichte noch oft zu hören. Ein andermal wollte er eine Schere holen. "Madame, six sous!" Die Madame gab ihm 6 Sous, doch die wollte Alfons nicht. "Pas comme ça, pour couper!" Nun verstand die Frau und gab ihm die Schere. Jeden Tag kamen ähnliche Sachen vor und man kam aus dem Lachen nicht raus. Jeder von uns hatte ein Wörterbuch gekauft und nun ging es eifrig ans Französischlernen. Nach und nach kam man so weit, daß man sich gebrochen verständigen konnte.

Mancher der Elsässer, der gut Französisch konnte, hatte sich bereits einen Schatz angeschafft. Das war hier ohne große Mühe möglich, denn von 17 bis 45 Jahren war kein männlicher Einwohner mehr da, und viele Mädchen wollten eben einen Schatz haben. Oft fuhren Schachrer Emil und ich mit der Kleinbahn nach St. Etienne hinunter, wo wir uns mit Kogler Peter und Huber Joseph aus Füllern trafen und gemütliche Sonntagnachmittage verlebten. In St. Etienne waren alle möglichen Völker vertreten. Hauptsächlich Chinesen und Araber, die in den Fabriken arbeiteten. Auch Neger und Amerikaner liefen genug herum. Als gegen Neujahr noch immer kein Befehl zur Heimfahrt kam, glaubten wir, wenn wir nicht nach dem Lager St. Rambert gehen, könnten wir noch lange auf unsere Heimkehr warten. Also entschlossen wir uns, unsere Ferme zu verlassen und nach dem Lager zu gehen. Zum Abschied kochte die Frau des Verwalters noch ein gutes Mittagessen, dann nahmen meine Kameraden Abschied. Ich ließ sie hinausgehen, bedankte mich nochmals bei dem Verwaltungerehepaar und als ich ihnen zum letzten Mal die Hand reichte, fingen beide an zu weinen, denn sie mochten mich sehr gut leiden. Wir gingen nun nach St. Heand, luden unsere Koffer und Kisten auf den bestellten Wagen und nahmen von unseren Bekannten Abschied. Dort schien es Mode zu sein, daß sich alles beim Abschied küßte, und so gab es eine Küßerei ohne Ende, die mir jedoch bald zu dumm wurde. Singend verließen wir nun den uns lieb gewordenen Ort. Die ganze Bevölkerung war auf die Straße gesilt, um uns noch zu winken. Außerhalb des Städtchens schrien wir alle, die Mützen schwenkend, dreimal: "Vive St. Heand!" Dann ging's los nach St. Rambert.

Wir wurden dort nicht freundlich empfangen, da wir ohne Befehl ins Lager kamen. Doch konnten wir dableiben. Das Lager war aber überfüllt. Alles war vollbelegt. Die Korridore, oben unter dem Dach, alle Zimmer und Säle, der Stell, Schuppen, kurz alles war belegt mit Elsaß-Loth-

ringern. Die Verpflegung war nicht glänzend, doch wir hatten alle Geld und so konnte man sich schon behelfen. Jede Woche durften wir zwei Nachmittage ausgehen. Da ging es hoch her in den Wirtschaften. Jene, die Geld hatten, kauften sich dann noch Lebensmittel, um sie mit ins Lager zu nehmen. Wir hatten noch Glück, denn uns wurde ein Saal angewiesen, der durch die Zentralheizung stets gut erwärmt war. Zu arbeiten brauchten wir gar nichts, als jede Woche einige Stunden Kartoffel schälen. Wir vertrieben uns die Zeit mit Tanzen, Ringen, Erzählen und allem möglichen Ulk. Ich traf viele Bekannte aus der Heimat, mehr als 20, die alle den Tag kaum erwarten konnten, an dem es heimwärts ging. Eines Tages traf ich den Dietsch Albert von Merzen, der eben aus Salonki kam und vollständig blank in der Tasche war. Ich ließ ihm zur Aushilfe 20 Francs. Eines Tages wurde bekanntgegeben, daß am Abend in der Klosterkapelle eine Rosenkranzandacht sei, zu der alle Katholiken höflichst eingeladen seien. Ich ging hin, und zu meinem nicht geringen Staunen, wohnten kaum 20 Mann der Andacht bei; von all den Tausenden, die im Lager waren. So hatte der Krieg die Menschen "gebessert".

Am 25. Januar 1919 wurden wir, etwa 1200 Mann, neu in französische Uniform eingekleidet. "Morgen", hieß es, "geht ein Transport der Heimat zu." Alle freuten sich, nun endlich die Heimat und ihre Angehörigen wiederzusehen. Also ging es am 26. Januar morgens nach St. Just zur Bahn. Alle waren in freudigster Stimmung. Voran wurden 3 große französische Fahnen getragen. Singend zogen wir hinterher. Den Schluß des Zuges bildeten einige Wagen, auf denen die Kisten und Koffer zur Bahn gefahren wurden. Wir wurden nun Coupé-weise eingeteilt, stiegen ein und los ging es. Diesmal, Gott sei Dank, heimwärts. Die Reise ging über Lyon, Dijon, Lure, Epinal. Bei unserer Ankunft in Epinal war es Nacht geworden. Weiter ging es über Luneyville. Zwischen Luneyville und der lothringischen Grenze sah ich zum Fenster hinaus. Wir fuhren gerade durch die Front. Es schauerte mich, als ich die verlassenen, verschneiten Gräben, den Drahtverhau und die Unterstände sah. Ich konnte es fast nicht begreifen, daß ich jahrelang mein Leben so zugebracht hatte. Bei Arricourt erreichten wir endlich unser Heimatland, dann ging es weiter über Laarburg, wo ich vor 4 1/2 Jahren die große Schlacht mitmachen mußte, über Zabern, Straßburg, Colmar. In Colmar kamen wir früh morgens an. Wir wurden in Baracken geführt, die neben einer Infanteriekaserne standen und mußten auf unsere Entlassungspapiere warten. Endlich gegen 10 Uhr morgens war ich frei. Da es kalt war, hatte ich



mit Schachrer Emil in eine Wirtschaft, wo wir es uns schmecken lie-
man war es gar nicht mehr gewohnt, die Sprache der Heimat von Mäd-
und Frauen zu hören. Wir gingen dann wieder zur Bahn, wo wir unser
stück abfertigten. Den einen Zug verpaßten wir und mußten bis abend
warten, ehe wir in Richtung Mülhausen abfahren konnten. Dort fuhr
Zug mehr in Richtung Altkirch weiter und wir mußten im Wartestall
nachten. Am folgenden Morgen fuhren wir mit dem ersten Zug nach Da-
merkirch. Ich war ganz erstaunt, als ich das fast gar nicht zers-
Altkirch sah, das doch so nahe an der Front lag und mit den leich-
Belästigungen nicht bombardiert werden können. Und ich dachte be-
mir: "Hier war kein Krieg!" In Carspach sah es schon anders aus.
edoch standen noch die meisten Häuser. Nun fuhren wir durch die
Gräben, Granatlöcher, Drahtverhaue, zerschossene Bäume. Bei Damme-
kirch waren wir mit der Umgehungsbahn an dem teilweise zerstörte
Viadukt (Barawogbrücke) vorbei. Endlich hielten wir in Dammerkirch
fort ging es über das Mittelfeld der Heimat zu. Bei der Schwarzen
Schneune trennte ich mich von Schachrer Emil. Oben auf der Höhe im
Genacher Walde erblickte ich endlich mein Heimatdorf, das ich im
tober 1913, also vor bald 5 1/2 Jahren verlassen hatte. Ganz plötz-
lich stiegen mir die Tränen in die Augen. Ich ging nun so schnell
konnte um nach Hause zu kommen. Wie erstaunt war ich, als ich die
geren Leute im Dorfe sah; wie die herangewachsen waren. Das Wieder-
sehen mit meiner Mutter kann ich nicht näher beschreiben. Keines-
te vor Freude ein Wort heraus. Nun war ich endlich wieder zu Haus
der einzige Wunsch, den ich während des Krieges hatte und an dess
Erfüllung ich so oft gezweifelt hatte, war nun erreicht!

Ende der erzählung
